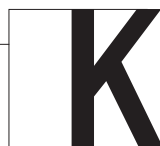


Kleine Schwester Ulrike von Jesus | Frankfurt a. M.

geb. 1957

ksj.ulrike@yahoo.de



Die Ränder evangelisieren die Kirche

Impulse für einen Ortswechsel

Ein Schlüsselerlebnis auf dem Weg der Bekehrung von Charles de Foucauld fand 1883/84 in Marokko statt. Als armer Jude verkleidet, angewiesen auf die Hilfe und das Wohlwollen der Einheimischen, durchquerte er das bis dahin völlig verschlossene Land, um es geographisch zu erforschen. In dieser Zeit, in der er selbst den Glauben verloren hatte, beeindruckten ihn die Muslime. Als Menschen, die ständig in der Gegenwart Gottes lebten, ließen sie ihn etwas Größeres und Wahreres als all das erahnen, was ihm bis dahin wichtig gewesen war und in ihm dennoch stets ein Gefühl tiefer Leere und Sinnlosigkeit hinterließ. Nach und nach wich sein Skeptizismus einem langsamen, tastenden Fragen und einer Sehnsucht nach Gott. Es waren also Fremde, Andersgläubige, die Charles de Foucauld durch ihr Gebet und ihre Gastfreundschaft etwas von Gott zeigten. Charles de Foucauld ließ sich immer mehr auf diesen Perspektivwechsel ein und fand so zu seiner Berufung: Mitten in der Welt, und zwar in der Welt der Armen, ein Leben des Gebetes und der Freundschaft mit den Menschen zu führen.

Unsere Gründerin, Kleine Schwester Magdeleine, ließ sich von Foucaulds Lebenszeugnis inspirieren und fand darin eine Antwort auf ihre eigene lang gehegte Sehnsucht nach einem kontemplativen Leben mitten in der Welt. Wir Kleinen Schwestern sind gerufen, mitten unter den Menschen zu leben, die am Rande der Gesellschaft stehen, den Kleinen, den Unbeachteten und Benachteiligten. Wir wohnen in denselben Wohnungen wie sie, in Vierteln, die keinen guten Ruf haben und teilen – so weit wie möglich – ihre Arbeits- und Lebensbedingungen.

Türöffner

Vor 18 Jahren wurden wir auf der Suche für eine Neugründung in Ostdeutschland in die Silberhöhe in Halle geführt. In einer Straße gab es einen langgezogenen, fünfstöckigen Häuserblock mit 15 Eingängen und 10 Wohnungen pro Eingang. Zu jedem Hauseingang führte eine kleine Treppe hinauf. Diese Häuser waren vielleicht 20 Jahre alt, Plattenbauten, hochgezogen während der 1970er-Jahre für die Menschen, die in den nahegelegenen Chemiewerken Leuna und Buna arbeiteten. Als wir 2002 dort ankamen, standen in der Silberhöhe schon viele Blöcke leer, und der Abriss begann. Zehn Jahre nach der Wende hatte die Arbeitslosigkeit bereits voll zugeschlagen. Wer konnte, zog weg und suchte anderswo Arbeit und Wohnung.

Wir kamen also dort an und waren angesprochen von der Art und Weise, wie die Menschen in dieser Straße auf ganz einfache und selbstverständliche Art Kontakte untereinander hatten und sich kannten. Es war nicht schwer, als Fremde da hineinzukommen. Die Leute saßen oft auf den Treppen vor den Hauseingängen, viele Kinder spielten auf dem Fußweg; sie waren auch die ersten, mit denen wir ins Gespräch kamen. Bald klingelten sie bei uns und merkten, dass man zu uns kommen kann. Nach ein paar Wochen stand ein Mann vor unserer Tür und fragte, ob er mal bei uns einen Kaffee trinken dürfe. So einfach war sie, unsere erste Begegnung. Er verstand, dass wir etwas mit der Kirche zu tun haben und Ordensschwwestern sind. Das fand er gar nicht komisch. Als er ging, erzählte er draußen den anderen von uns. Mit seiner Unvoreingenommenheit und seinem neugierigen Interesse wurde Wolfgang für uns zu einer Art „Türöffner“ hin zu den Nachbarn. Oft brauchten wir nicht viel zu erklären, wer wir sind – das hatte er schon getan!

Der zerrissene Schuldschein

In Berlin fand ich vor einigen Jahren Arbeit bei McDonald's am Alexanderplatz. Ich kannte bis dahin noch nicht einmal die Bezeichnungen wie Big Mac oder Chicken McNuggets. Als ich nach zwei Wochen in der sogenannten Küche eingearbeitet war, wurde ich von der Chefin ohne Vorbereitung an die Kasse gestellt. Sie zeigte mir bei laufendem Betrieb, welche Taste ich für welches Menü drücken musste und blieb eine Weile neben mir stehen. Als jedoch das Mittagsgeschäft begann und sich vor mir eine Schlange bildete, ließ sie mich allein. Ich war völlig überfordert. Nachdem ich sie mehrmals rufen musste, weil ich etwas falsch eingetippt hatte, verlor sie die Geduld und schickte mich wieder nach hinten in die Küche, wo sie mich mit ihren Anweisungen Spießrutenlaufen ließ. Eine Kollegin, die alles mitbekommen hatte, versuchte mich zu trösten: „Mach dir nichts draus, da mussten wir alle durch.“ Ihr Mitgefühl tat mir in diesem Moment so

gut: Da war ein Mensch, der mitten im Getriebe, in dem eigentlich jeder froh ist, wenn er ungeschoren davonkommt, die Not und Demütigung des Anderen wahrnimmt.

Am Ende des Dienstes rief mich die Chefin ins Büro und eröffnete mir fast schadenfroh, dass in meiner Kasse 4,50 € fehlten: So gehe das nicht, das müsste ich selbst bezahlen. Ich war wie vor den Kopf gestoßen und sagte nur: „Das kann ich aber erst bezahlen, wenn ich meinen ersten Lohn bekommen habe.“ „Gut“, meinte sie, „dann schreibe ich jetzt eine Rechnung, die Sie dann einlösen müssen.“ Wie ein begossener Pudel ging ich nach Hause. Wie sollte ich das schaffen und durchhalten?! In den nächsten Tagen wurde ich erstmal von der Kasse verschont.

Eine Woche später wurde die junge Chefin in eine andere Filiale versetzt, die Karriereleiter nach oben. Ihr Stellvertreter, der die demütigende Geschichte „live“ mitbekommen hatte, eröffnete mir dann eines Tages mit Bedauern, dass er mich nun doch an die Kasse schicken müsse. Ich bräuchte aber keine Angst zu haben, er wäre da und würde mir alles noch einmal zeigen. Zögernd willigte ich ein, wollte aber von ihm die Zusage haben, dass ich die Differenz nicht bezahlen müsste, falls ich mich wieder vertippen und die Kasse am Ende nicht stimmen sollte. Da ging er stillschweigend an den Schreibtisch, wo noch immer die besagte Rechnung lag, und zerriss sie wortlos vor meinen Augen. Betroffen musste ich sofort an den Kolosserbrief denken: „Christus hat den Schuldschein, der gegen uns sprach, durchgestrichen und seine Forderungen (...) aufgehoben“ (Kol 2,14). Dieser Mann, der vermutlich die Bibel und erst recht diese Stelle nicht kannte, hat mir in diesem Moment die Schrift ausgelegt und mir etwas von Gottes Güte, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gezeigt.

Geschenk am Valentinstag

Mehr als zehn Jahre arbeitete ich als Pflegehilfskraft in einem großen Pflegeheim der AWO. Eines Tages kam ich in das Zimmer eines neuen Bewohners und war geschockt: In der Kommode, die Platz für persönliche Sachen bot, stand eine ganze Reihe Bücher: Marx, Engels, Lenin sowie die Geschichte der SED. Sonst nichts. Herr N. war Mitte sechzig und an einer fortschreitenden chronischen Krankheit erkrankt, die unaufhaltsam und rasch zum Tode führte. Das war ihm genauso bewusst wie seiner Frau, die ihn bis dahin zu Hause gepflegt hatte. Nun schaffte sie die Pflege nicht mehr.

Anfangs konnte Herr N. tagsüber noch im Rollstuhl sitzen und alleine essen, seine Sprache war kurz, gepresst und abgehackt. Beim Essen verschluckte er sich oft, seine Bewegungen waren kantig und unberechenbar. Ich erfuhr, dass er zurzeit der DDR Parteifunktionär gewesen war. Das erklärte mir die Auswahl der Bücher, die er mitgebracht hatte, obwohl er nicht mehr darin lesen konnte. Mit

der Zeit kamen wir mehr und mehr ins Gespräch. Auch wenn er von sich aus nicht mehr viel einbringen konnte, antwortete er doch sehr klar auf die Fragen, die ich ihm stellte oder reagierte emotional auf das, was ich ihm erzählte. Zugleich wurde er immer schwächer und abhängiger. Mich erbarmte seine Situation: Ein großer, kräftiger Mann, ganz klar bei Verstand, seine Ideale waren zerbrochen und er ging durch eine fortschreitende spastische Lähmung bewusst auf den Tod zu. Vermutlich würde er ersticken.

Als er mich eines Tages nach meiner Familie und nach meinen Kindern fragte, erzählte ich ihm, dass ich Ordensschwester sei. Ich hatte den Eindruck, dass ihn das freute. In der Adventszeit, als von draußen Adventsmusik hereinschallte, während ich ihn pflegte, wollte er sie gerne lauter hören. Das nächste Mal legte ich die CD in seinen CD-Player und er freute sich sichtlich. An einem Sonntagmorgen lief sein Fernseher mit dem Sportprogramm, während ich ihn wusch. Als ich fertig war und das Zimmer verlassen wollte, fing gerade der Fernsehgottesdienst an. Ich fragte ihn, ob ich nicht etwas anderes suchen solle, denn er konnte das nicht selbst. Er schüttelte heftig den Kopf. Er wollte unbedingt den Gottesdienst sehen. Irgendwann einmal, als er sehr traurig war, weil er nur noch im Bett liegen konnte und so ausgeliefert war, hielt ich seine Hand und sagte ihm, dass ich zu Hause für ihn bete. Und ich fragte, ob ich das dürfe? Er drückte meine Hand. Es war wie eine Bitte: Ja!

Am Valentinstag kam mir die Idee, ob er nicht seine Frau anrufen wolle. Das würde ihr sicher Freude machen. Sie kam jeden Tag zu ihm, je nach Arbeitszeit. An diesem Tag war sie noch nicht da gewesen, und der Anruf überraschte sie. Denn das kam nie vor, ihr Mann konnte das ja nicht alleine. Sie war ganz gerührt. Als ich am nächsten Tag wieder zu Herrn N. kam, sollte ich aus der kleinen herzförmigen Pralinenschachtel kosten, die seine Frau ihm am Tag zuvor mitgebracht hatte; er selber hatte auch schon einige Stückchen genossen. Ich sprach ihn noch mal auf den Anruf an und fragte ihn, ob sich seine Frau darüber gefreut habe. – Ja, seine Augen strahlten. Und plötzlich griff er mit seinen zackigen Bewegungen zum Nachttisch, angelte die Pralinenschachtel – das Herz – und hielt sie mir mit den abgehackten, aber ganz klaren Worten hin: „Das – Herz – ist – für – Sie!“ Ich erschrak und zögerte einen kleinen Moment, denn es war ja das Valentinstagsgeschenk seiner Frau für ihn. Aber dann konnte ich gar nicht anders, als es anzunehmen. In seiner Angewiesenheit hatte er nichts anderes als dieses Herz, das er schenken und womit er etwas ausdrücken konnte. Da war nichts Zweideutiges. In seinem Zustand der Ohnmacht und Abhängigkeit war es wirklich das Schönste, was er tun konnte: ein Geschenk voll tiefer Symbolik als Ausdruck seiner Dankbarkeit. Ich werde dieses Geschenk nie vergessen. Es ist umso kostbarer, weil es von einem Menschen kommt, der einerseits nicht ahnte, was er mir da schenkte, und der es andererseits in seiner ganzen menschlichen Würde tat.

Auf dem Weg der Menschwerdung

Kleine Schwester Magdeleine sagt: „Wichtiger als dein Dasein als Ordensfrau ist dein Dasein als Mensch und als Christ. Lebe es in der ganzen Fülle und Schönheit, die in diesen Worten liegt. Christus, unser Gott, ist wahrer Mensch. Scheue dich nicht davor, ganz und gar Mensch zu sein.“ Diese Weisung und Einladung ist mir sehr kostbar und begleitet mich seit fast 40 Jahren. Damit ist für mich der Weg meiner eigenen Menschwerdung gemeint. Wenn ich den Menschen am Rande der Gesellschaft, unseren Freunden und Nachbarn begegne, stoße ich nach und nach auf meine eigene Unfähigkeit zu aufrichtiger Liebe, auf meine Bedürftigkeit, auf Verletzungen und Not, die in mir verborgen sind. Ich bin nicht anders als sie. Oft lerne ich von ihnen Großherzigkeit, Ehrlichkeit und die Fähigkeit, Schweres zu tragen und durchzuhalten, ohne sich zu beklagen. Zugleich wecken sie meine Fähigkeit zu lieben und mein tiefes Mitgefühl. Es ist ein Geben und Nehmen – eine Weitung des Herzens.